

Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff, Aachen

Ansprache beim Empfang des Bischofs für die Repräsentanten/-innen muslimischer Verbände und die Dialogbeauftragten der (Erz-) Diözesen in Nordrhein-Westfalen, August-Pieper-Haus, 30.06.12

Es gilt das gesprochene Wort!!

Meine verehrten Damen und Herren,

es ist mir eine Ehre und eine Freude, heute vor Ihnen sprechen zu können. Ich erinnere mich gern an unsere Begegnung vor fünf Jahren in Aachen. Es ist eine gute Tradition geworden, dass wir, Muslime und katholische Christen, uns jedes Jahr zu einem Gespräch treffen. Deshalb heiÙe ich Sie, Die Repräsentanten/-innen muslimischer Verbände und die Dialogbeauftragten der Bistümer in Nordrhein-Westfalen in unserem August-Pieper-Haus willkommen. Ich würde mich freuen, wenn unsere heutige Begegnung dazu beitragen würde, diese wertvollen Kontakte weiter zu stärken.

Der Dom von Aachen – meine Bischofskirche – ist nicht nur die Mitte meines Bistums. Kunsthistorisch ist er von herausragender Bedeutung. Der Dom ist aber auch ein Symbol für das zusammenwachsende Europa. Sein Bau geht auf Kaiser Karl den GroÙen zurück, der als erster Herrscher von wahrhaft europäischer Ausstrahlung um das Jahr 800 ein religiöses und imperiales Zeichen setzen wollte. Im Jahr 2003 durfte ich in diesem Dom Vertreter der großen Weltreligionen begrüÙen. Aachen war Gastgeber des weltweiten Friedensgebets, das die Gemeinschaft Sant'Egidio ins Leben gerufen hat. An diesem Gebetstreffen haben auch Muslime teilgenommen. Dies hatte mit der Sache zu tun. Es ging nämlich um eine geistliche Begegnung der Religionen. Die Teilnahme von Muslimen an dem Gebetstreffen für den Frieden in Aachen war aber auch darum naheliegend, weil diese stark katholisch geprägte Stadt inzwischen viele Mitbürger muslimischen Glaubens hat. Seit 1964 bereits gibt es auf Initiative von Universität, Stadt und muslimischen Studenten in Aachen ein Islamisches Zentrum. Die seinerzeit entstandene Bilal-Moschee ist heute die älteste von mehreren Moscheen in Aachen. Die Gemeinde setzt sich aus Muslimen unterschiedlicher Herkunft zusammen. Es gab also durchaus auch lokale Traditionen, die eine Teilnahme von Muslimen an dem Gebetstreffen begründeten. Ich konnte den Versammelten damals voller Freude zurufen: „Gott ist der Gott und Vater aller Menschen. Gott will die Rettung aller Menschen (1 Timotheus 2,3). Gott sorgt sich um alle Menschen. Gott liebt alle Menschen. Gott ist Gott für alle.“

Vor hundert Jahren wäre ein solcher Satz aus dem Mund eines katholischen Bischofs wohl noch nicht denkbar gewesen. Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil war das Verhältnis der Katholischen Kirche zu anderen Religionen allenfalls von Interesse, meistens aber von Distanz bestimmt. Dies war sicher nicht die einzige Ursache für Konflikte der Vergangenheit, hat

aber nicht selten zu ihnen beigetragen. Die große Wende hat das Zweite Vatikanische Konzil gebracht. Bei dieser Versammlung der höchsten Würdenträger der katholischen Kirche in Rom haben der Papst und die Bischöfe aus allen Teilen der Welt in den Jahren 1962 bis 1965 über die Kirche und ihren künftigen Weg nachgedacht.

Das Konzil ging von der Überzeugung aus, dass alle Menschen – ob sie es schon wissen oder nicht - auf Gott ausgerichtet sind! Dies ist die Perspektive, mit der das Konzil auf die Menschen anderen Bekenntnisses schaut (Lumen Gentium Nr. 16). Es ist eine Perspektive des Respekts. Die Wahrheit der eigenen Religion wird damit nicht aufgegeben. Es wird aber in neuer Weise anerkannt, dass die Wahrheit nur Kraft ihres eigenen Anspruchs wirkt und „die menschliche Person das Recht auf religiöse Freiheit“ hat (Dignitatis humanae Nr. 9). Aus dieser theologischen Einsicht und aus Respekt vor der Würde der menschlichen Person ergeben sich Folgen für den Umgang miteinander als Menschen verschiedenen Glaubens. Man hat diese neue Perspektive zutreffend auch als Wende bezeichnet: Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil orientieren wir uns als katholische Christen in unserem Verhältnis zu den anderen Religionen an der Haltung des Dialogs. Es ist nicht überraschend, dass nicht jeder Katholik diesen grundlegenden Wandel mitvollzogen hat. Bis zum heutigen Tag gibt es Anfragen. Doch insgesamt ist die Haltung der Kirche geklärt.

In einer eigenen Erklärung hat sich das Konzil mit dem Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen befasst. Schaut man auf die Geschichte, war dies ein unerhörtes Ereignis. Die Erklärung *Nostra Aetate* vom 28. Oktober 1965 geht von der Prämisse aus, dass alle Völker eine einzige Gemeinschaft sind. Alle Menschen haben in Gott ihren Ursprung und ihr Ziel (*Nostra Aetate* Nr. 1). Von den verschiedenen Religionen erwarten die Menschen „Antwort auf die ungelösten Rätsel des menschlichen Daseins“. Die Religionen versuchen in der je eigenen Weise diese Antwort zu geben. Voller Respekt heißt es dann: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was sie selber für wahr hält und lehrt, doch nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet.“

In einem speziellen Kapitel geht *Nostra Aetate* auf die Muslime ein und ruft dazu auf, „sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen und gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, der sittlichen Güter und nicht zuletzt des Friedens und der Freiheit für alle Menschen“ (*Nostra Aetate* Nr. 3). Diese Botschaft gilt auch heute. Sie verwischt nicht das Bekenntnis der Kirche zu Jesus Christus und gibt den Anspruch des eigenen Glaubens nicht auf. Ihre Leistung für eine christliche Theologie der Religionen besteht darin, dass sie mit Respekt, ja Ehrfurcht von den anderen Religionen spricht. Damit werden die wechselseitige Polemik und der Streit der Vergangenheit nicht ungeschehen gemacht, sie münden aber in einer neuen „Hochachtung“, die gerade auch den Muslimen entgegengebracht wird.

Dies sind nicht nur leere Worte. Sie wurden seither mit Leben erfüllt. Insbesondere Papst Johannes Paul II. hat den Dialog mit den anderen Religionen gesucht. Er konnte dies über-

zeugend tun, weil er als Pole an der Leidensgeschichte seines Volkes im Zweiten Weltkrieg und unter der kommunistischen Herrschaft teilgenommen hatte. Mit seiner ganzen Person stand er für Versöhnung. Es war darum glaubwürdig, als er der Jugend von Marokko in einer viel beachteten Ansprache zurief: „Ihr jungen Menschen seid ... dialogfähig. Ihr wollt nicht von Vorurteilen bestimmt werden. Ihr seid bereit, eine Zivilisation im Zeichen der Liebe aufzubauen. Ihr könnt dafür arbeiten, dass die Barrieren fallen, die der Stolz und noch häufiger die Schwäche und Angst der Menschen errichten. Ihr wollt die anderen ohne Rücksicht auf Nation, Rasse und Religion lieben.“ Das Ansehen von Papst Johannes Paul II. war groß. Es hat uns bewegt, dass auch mehrheitlich muslimische Länder am Tag seiner Beerdigung Halbmast geflaggt hatten und unsere Trauer teilten.

Derartige Appelle berührten die Herzen und entsprachen dem besonderen Charisma Papst Johannes Pauls II.. Papst Benedikt XVI. ist da nüchterner, aber nicht weniger beharrlich. Viele sehen sein Pontifikat sogar als neue Epoche im Dialog. Der Papst beschreitet die von seinen Vorgängern gebauten Brücken und geht über sie hinaus. Was er sucht, ist das theologische Gespräch. Auf der Basis des Konzils und der Vorarbeiten seiner Vorgänger sollen theologisch verlässliche Fundamente für die Zukunft gelegt werden. Als Wissenschaftler war der jetzige Papst immer an gedanklicher Durchdringung und Klärung interessiert. Der Dialog ist mithin – wenn man so will – theologischer geworden. Allerdings machen Reflexion und Dialog bisweilen auch das Streitgespräch notwendig. Die klare Formulierung einer Frage kann für den Gesprächspartner anstrengend sein. Sie kann aber auch anregend, klärend und befreiend wirken.

Es ist aber menschlich, dass es trotz guten Willens bisweilen auch zu Missverständnissen und Fehlern kommen kann. Das missverständliche Zitat in der Rede des Papstes am 12. September 2006 in der Universität Regensburg hat in der islamischen Welt zu kritischen, zum Teil aber auch zu überzogene Reaktionen geführt. Der Papst selbst hat wiederholt sein Bedauern, aber auch seinen Willen zur Fortsetzung des Dialogs zum Ausdruck gebracht. In der Begegnung mit den Botschaftern muslimischer Länder am 25. September 2006 wies er darauf hin, dass wir in einer von Relativismus, Immanenz und mangelnder Anerkennung der Universalität der Vernunft geprägten Welt einen echten Dialog zwischen den Religionen und Kulturen brauchen.

Bei seiner Reise in die Türkei skizzierte der Papst wenige Monate später die Perspektiven islamisch-christlichen Zusammenwirkens wie folgt: „Wir sind zur Zusammenarbeit aufgerufen, um so der Gesellschaft zu helfen, sich dem Transzendenten zu öffnen und Gott, dem Allmächtigen, den Platz einzuräumen, der ihm zusteht. Das lässt sich am besten tun in einem authentischen Dialog zwischen Christen und Muslimen, der in der Wahrheit gründet und von der aufrichtigen Sehnsucht gespeist ist, einander besser kennenzulernen in Achtung unserer Unterschiede und Anerkennung unserer Gemeinsamkeiten.“

Die Folgen der Regensburger Rede waren zunächst belastend. Für den christlich-muslimischen Dialog hatte die Krise aber auch positive Konsequenzen: Es folgte das schriftliche Dialogangebot von 138 islamischen Gelehrten an Papst Benedikt XVI. und die ganze

Christenheit im Jahr 2007. Nach Vorgesprächen haben sich dann vom 4.-6. November 2008 führende Repräsentanten des Islam mit Vertretern des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog zu einem „Katholisch-Muslimischen Forum“ getroffen. Das gemeinsame Schlusskommunique ist ein eindrucksvolles Bekenntnis zur Liebe als Grundlage der Religion, zur Religionsfreiheit und zum Schutz religiöser Minderheiten sowie zu einem ethischen Wirtschafts- und Finanzsystem. Weil beide Seiten die schwierige Situation ausgehalten und positiv gewendet haben, hatte die Krise – wie Papst Benedikt XVI. zu Recht sagt – für den Dialog letztlich positive Wirkungen.

In kurzen Zügen möchte ich im zweiten Teil meiner Rede nun kurz umreißen, (1) was wir Christen vom Dialog erwarten, (2) Was wir von unseren muslimischen Gesprächspartnern erwarten und (3) was unsere muslimischen Gesprächspartner von uns erwarten können.

1. Was wir vom Dialog erwarten

Dialog entsteht nur dann, wenn beide Partner eine eigene Position und eine feste Überzeugung besitzen. Dialog entsteht nur dann, wenn ein aufrichtiges wechselseitiges Interesse besteht und die Freiheit und Würde des Gesprächspartners geachtet werden. Ein wirklicher Dialog setzt immer Offenheit voraus. Daher kann man am Beginn des Dialogs auch nicht sagen, welche Ergebnisse er im Einzelnen haben wird. Alle Erwartungen gründen auf Hoffnungen. In diesem Sinne hat die katholische Seite in diesem Dialog drei Hoffnungen.

Die erste Hoffnung bezieht sich auf wachsendes Verständnis. Die Geschichte der christlich-islamischen Beziehungen kennt Epochen der Zusammenarbeit und des Austausches gerade auch in philosophischen und theologischen Fragen; es ist aber auch eine Geschichte wechselseitiger Abgrenzungen und oft auch gewaltsamer Auseinandersetzungen. In den vergangenen Jahrhunderten sind auf christlicher ebenso wie auf muslimischer Seite Vorurteile und Ressentiments entstanden, die es in einem offenen Dialog zu korrigieren und zu überwinden gilt. Erst, wenn man offen und vertrauensvoll von Mensch zu Mensch, von Mitbürger zu Mitbürger, von Theologe zu Theologe redet, versteht man, worum es dem einen und dem anderen im Glauben geht. Man versteht den religiösen Hintergrund der Entscheidungen und Wertvorstellungen des Gegenübers und man versteht auch den eigenen Glauben besser. Man entdeckt plötzlich, wie viel man gemeinsam hat. Ich denke etwa an das schöne Gebet der Sure al-Fatiha, mit der sich die Muslime in Gottes Dienst stellen. Auch wir bezeichnen unser Beten und unser Wirken in der Welt als Gottesdienst. Es ist spannend, wenn wir im Gespräch auf Unerwartetes stoßen – auch in der Differenz. Ich denke etwa an die christliche Lehre vom menschlichen Hang zum Bösen, aus dem wir nur durch die Gemeinschaft mit Jesus Christus befreit werden können. Muslime sehen dies anders. Hier unterscheiden wir uns; und können doch in der Verschiedenheit miteinander sprechen.

Zweitens verbindet sich für Christen mit dem Dialog auch die Hoffnung, dass Menschen, die Christus noch nicht als ihren Erlöser anerkennen, seine volle Wirklichkeit wahrnehmen. Jeder Mensch, der seine Religion als heilsam für alle sieht, wird diese Hoffnung verstehen. Meine muslimischen Gesprächspartner hoffen auch, dass ich den Reichtum des Islam für

mich entdecke. Diese Hoffnung darf man haben. Man muss aber auch Respekt vor der Glaubensüberzeugung des Anderen haben. Eine Glaubensentscheidung ist nur dann echt, wenn sie auf Einsicht und innerer Bekehrung beruht und ganz frei geschieht. In aller Freiheit und Ehrlichkeit, können wir einander unseren Glauben erklären. Dazu hat jede Religion das Recht. Gerade da, wo Christen in mehrheitlich muslimischen Ländern oder Muslime in mehrheitlich christlichen Ländern leben, sollte das Gespräch gesucht werden. Dialog zielt nicht auf die Nivellierung der Unterschiede, sondern auf ein besseres Verständnis und Miteinander. Voraussetzungen sind Respekt und Toleranz.

Drittens darf man vom Dialog Verbesserungen im praktischen Zusammenleben erhoffen. Ich möchte hierfür Beispiele aus meinem Land nennen, wo sich bereits viel bewegt hat. Der Bau von Moscheen etwa ist in unseren bislang von Kirchen geprägten Dörfern und Städten ein heikles Thema. Die Zahl der Moscheen ist inzwischen kaum noch zu zählen. Neben kleinen Gebetshäusern gibt es auch Großmoscheen. In der deutschen Bevölkerung gibt es mitunter Ängste vor einer Moschee – man fürchtet Lärmbelästigung oder gar Konfrontation. Es ist ein Zeichen der Hoffnung, wenn katholische Kirchengemeinden sich in solchen Situationen für den Bau einer Moschee stark machen und Solidarität beweisen. Muslime haben gelernt, dass oft nicht Vorurteile, sondern allgemein geltende baurechtliche Vorschriften einem Bauvorhaben entgegenstehen. Gibt es einen wirklichen Dialog, können alle diese Gesichtspunkte in den Gesprächsprozess eingebracht werden. Dann gibt es auch den atmosphärischen Freiraum, um ein so schwieriges Thema wie den Bau christlicher Kirchen in muslimisch geprägten Ländern anzusprechen. Ein weiterer eher praktischer Punkt ist, dass Imame in deutscher Sprache predigen sollten. Wenn der Islam – wie der ehemalige deutsche Bundespräsident Christian Wulff in der Türkei gesagt hat – inzwischen zu Deutschland gehört, dann sollte er auch in der Landessprache verkündet werden. Ich will es bei diesen beiden Beispielen bewenden lassen. Sie belegen, dass sich das Miteinander von Christen und Muslimen schon durch eine Annäherung in eher praktischen Fragen grundlegend verbessern lässt.

2. Was wir von unseren muslimischen Gesprächspartnern erwarten

In meinen Gesprächen mit Muslimen höre ich oft das Koranwort, dass es „in den Religionen keinen Zwang gibt“ (2:256). Ähnlich äußert sich die Gemeinsame Erklärung des Katholisch-Muslimischen Forums vom 6. November 2008. Die muslimischen und die katholischen Teilnehmer sagen in dieser Erklärung gemeinsam: „Genuine love of neighbour implies respect of the person and ... his choices in matters of conscience and religion. It includes the right of individuals and communities to practice their religion in private and public. Religious minorities are entitled to be respected in their own religious convictions and practices“ (Nr. 5f). Ich nehme dieses Bekenntnis zur Religionsfreiheit und zum Schutz von Minderheiten sehr ernst, weil es mir auch persönlich ein großes Anliegen ist.

Dieser toleranten Haltung entsprach es, dass der Koordinierungsrat der Muslime in Deutschland das schreckliche Attentat auf die Betenden in der al-Qissidīn-Kirche von Alexandria unmittelbar nach dem Ereignis auf das Schärfste verurteilt hat. „Wer Menschen so hinterhältig und grausam Schaden zufügt und ermordet“ – heißt es in der Verlautbarung – „kann sich auf

keine Religion oder eine andere Weltanschauung berufen. Der Koran fordert den Schutz des Lebens und den Schutz von Gotteshäusern“ (Erklärung des KMD vom 1. Januar 2011). Für die Menschen in Deutschland war dies ein wichtiges Signal.

Auch die Gelehrten des Islam sollten ihre Autorität nutzen und ihren Gläubigen erklären, dass die aus der Frühzeit stammenden Anweisungen zur Verfolgung von Ungläubigen (9:5) heute keine Gültigkeit mehr haben. Die Führer aller Religionen haben die Pflicht, für eine Kultur der Liebe, der Verständigung und der Gewaltfreiheit einzutreten. Aber es geht noch um mehr als um wechselseitigen Respekt. Müssen wir nicht in einer Welt, in der zunehmend religiöse Entfremdung und Ökonomisierung drohen, Zeugnis von dem Glauben an den einen Gott ablegen? Dieser Glaube verbindet uns. Folgt aus diesem Bekenntnis nicht die Aufgabe, sich - wo immer möglich – gemeinsam für den Schutz des Lebens, für eine gerechte Welt, für den Frieden und für die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen? In der Begegnung zwischen Christen und Muslimen stehen wir dann – darauf hat der Papst zu Recht hingewiesen – nicht mehr ‘face to face’, sondern ‘side by side’ (London, 17. September 2010). Dieses Miteinander kann zum überzeugenden Impuls für unsere Regierungen und unsere Gesellschaften werden.

Dieses Zeugnis erfolgt in der Welt von heute. Man kann beklagen, dass sich gerade auch in den westlichen Gesellschaften der Gegenwart viele Menschen vom Glauben abwenden, dass die Globalisierung tradierte Kulturen gefährdet, dass die natürlichen Lebensgrundlagen bedroht sind oder dass die Finanzströme die Lebensgrundlagen ganzer Staaten bedrohen. Aber wir können uns aus dieser modernen Welt nicht davonstellen. In sie hat uns Gott gestellt. Wir sind zur Gestaltung aufgerufen. Es geht darum nicht ums Überleben in einem gesicherten Raum, sondern ums Leben und Gestalten. Es geht um das neue Entdecken des Reichtums des eigenen Erbes, um das Vertiefen der geistlichen Erfahrung und um das Einbringen religiöser Impulse in das Leben der Gesellschaft. Unterschiedliche Religionen können kostbare Inspirationen werden für alle im Lande. Die Ernsthaftigkeit vieler Muslime in Deutschland, ihre Treue im Gebet, ihre Ehrlichkeit und Gastfreundschaft, ihre Demut und Gelassenheit rührt uns an. Wenn dieses Erbe aber in Europa aufleben und fruchtbar werden soll, dann muss es sich auch auseinandersetzen mit der Geschichte, den Überzeugungen, Erfahrungen und Visionen Europas. Wir erhoffen uns von muslimischer Seite kulturelle und intellektuelle, kreative und analytische Stimmen, die unser Leben anregen. Wenn dieser Prozess gelingt, wird er Christen und Muslime verändern. Er scheint mir aber unverzichtbar zu sein, wenn wir in unseren Ländern und in der Gemeinschaft der Völker eine Zukunft haben wollen.

Und damit kann ich zum letzten Punkt kommen. Ich möchte nicht nur von meinen Erwartungen sprechen, sondern Ihnen auch unsere Zusammenarbeit zusichern:

3. Was unsere muslimischen Gesprächspartner von uns erwarten können

Vom 7. Jahrhundert bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war die Haltung der Kirche zum Islam weitgehend von Distanz und Verurteilung gekennzeichnet. Der Wandel wurde

durch ein neues Interesse gegenüber dem Islam und am Orient eingeleitet, der sich in Europa seit der Renaissance Bahn gebrochen hat. Hinzukamen globale Veränderungen, die ein neues Verständnis von der Gemeinschaft der Völker und Kulturen geschaffen hat. Wir können für die Entwicklung nur dankbar sein. Sie mündete auf katholischer Seite in der Wende des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ich habe darüber gesprochen. Seither haben sich vielfältige Kontaktmöglichkeiten und Gesprächsebenen entwickelt. Genannt sei etwa der Päpstliche Rat für den Interreligiösen Dialog in Rom. Dass er in jedem Jahr zum Ende des Ramadan eine Botschaft an die "muslimischen Freunde" richtet, ist ein kleines, aber in seiner Regelmäßigkeit wichtiges Zeichen für das gewandelte Verhältnis. Ebenfalls in Rom – an der Päpstlichen Universität Gregoriana – ist das Istituto per gli studi interdisciplinari su religioni e culture angesiedelt. Es widmet sich wissenschaftlich dem interreligiösen Dialog und bereitet kirchliche Mitarbeiter für das Gespräch vor allem mit Muslimen vor.

In Deutschland gibt es einen besonderen Bedarf, weil hier inzwischen 4 Millionen muslimische Mitbürger leben. Sie machen immerhin 5 Prozent der Gesamtbevölkerung von 80 Millionen aus. Es gibt darum eine eigene Christlich-islamische Begegnungs- und Dokumentationsstelle der Deutschen Bischofskonferenz (CIBEDO). Sie hat die Aufgabe, den interreligiösen Dialog und das Zusammenleben von Christen und Muslimen zu fördern. Bis auf die Ebene der Gemeinden gibt es Kontakte, Einladungen und Gespräche. Ich will mit diesen Beispielen nicht den Eindruck erwecken, alles Notwendige sei bereits getan. Im Gegenteil: Es muss noch viel mehr geschehen, um Fremdheit zu überwinden und den Dialog zu fördern. Darum ist es auch hilfreich, dass viele Moscheegemeinden ihre Türen öffnen und ihre christlichen Nachbarn zu Besuchen einladen. Dies überwindet Fremdheit.

An den deutschen Universitäten eröffnen sich gegenwärtig ganz neue Möglichkeiten. Dass es hier rund 50 Katholisch-Theologische Fakultäten und Ausbildungsstätten (und ebenso viele evangelische) gibt, ist bekannt. Bekannt ist auch die traditionsreiche Islamwissenschaft unseres Landes. Sie nähert sich dem Islam und den von ihm geprägten Gesellschaften mit eher neutraler, religionswissenschaftlicher Perspektive. Die Islamwissenschaft hat Forschungsergebnisse erzielt, die von Muslimen gerne aufgegriffen werden. Man denke an Annemarie Schimmels Mystikforschung, die Darstellungen des frühen kalām durch Josef van Ess oder Angelika Neuwirths Koranstudien.

Vor einem Jahr nun hat der Wissenschaftsrat – das wichtigste Beratungsorgan in Fragen der Hochschulplanung – empfohlen, zusätzlich an drei staatlichen Universitäten Institute für Islamische Theologie aufzubauen. Hier soll nicht neutrale Religionswissenschaft, sondern islamische Theologie als Glaubenswissenschaft betrieben werden. Nach Auffassung des Wissenschaftsrats sollen diese Einrichtungen Zentren islamisch-theologischer Forschung werden und eine zentrale Rolle bei der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Islamischen Studien spielen. Zugleich sollen sie die Aufgabe übernehmen, islamische Religionslehrer auszubilden. Möglich wäre es darüber hinaus, dass sie eine wissenschaftlich fundierte Ausbildung von Imamen durchführen. Diese Empfehlung hat in Deutschland außerordentlich hohe Aufmerksamkeit und viel Zustimmung erfahren. Sie wird von den verschiedenen Ver-

tretern der Muslime mitgetragen. Natürlich ist noch Vieles zu klären. So müssen die Standorte, die Zahl der Professoren und der zu vermittelnde Stoff festgelegt werden. Geklärt werden muss auch, wer bei diesen Klärungen für die Muslime spricht, weil es nicht Sache des säkularen Staates sein kann, über Theologie zu befinden. Ungeachtet mancher offener Fragen wird es diese neuen Hochschuleinrichtungen für Islamische Studien in Kürze geben. Die Deutsche Bischofskonferenz hat diese jüngste Entwicklung in einer öffentlichen Verlautbarung begrüßt. Schon unter dem Gesichtspunkt der Religionsfreiheit dürfen die Muslime das gleiche Recht in Anspruch nehmen, wie die Katholiken. Auch sie haben das Recht auf eigene Hochschuleinrichtungen und auf akademisch ausgebildete Religionslehrer an unseren öffentlichen Schulen. Freilich sind die Standards einzuhalten, die auch für alle anderen wissenschaftlichen Disziplinen unserer Hochschulen gelten.

Unter diesen Prämissen aber ergeben sich ganz neue Möglichkeiten: Einerseits ist die moderne Gesellschaft nicht nur auf technischen Fortschritt, sondern auch auf Orientierung angewiesen. Zu dieser Orientierung kann im wissenschaftlichen Diskurs nicht nur die christliche Theologie, sondern auch der Islam beitragen. Zweitens ist es für die Religionsgemeinschaft und ihre Theologie selbst – argumentiert der Wissenschaftsrat - erstrebenswert, den eigenen Glauben zu reflektieren, das Gespräch mit anderen Disziplinen zu pflegen und auf neue Herausforderungen Antworten aus dem Glauben heraus zu suchen. Freilich bedeutet dies auch eine stärkere Konfrontation mit der säkularen Vernunft, wie wir Christen sie seit der europäischen Aufklärung kennen und seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil auch bejahen. Schließlich liegen theologische Hochschulreinrichtungen im Interesse der Universitäten, gehört die Theologie doch zu ihren klassischen Disziplinen. Nimmt man diese Argumente zusammen, bedeutet die islamische Theologie an den Universitäten unseres Landes einen wesentlichen Beitrag zur Beheimatung des Islams in Europa und zum friedlichen Miteinander der Menschen unterschiedlicher Religionen und Kulturen.

Das friedliche Miteinander der Menschen unterschiedlicher Religionen und Kulturen ist für die Zukunft dieser von Veränderungen und Globalisierung geprägten Welt von vitaler Bedeutung. Alle Menschen guten Willens sind aufgerufen, hierzu ihren Beitrag zu leisten. Ganz besonders gilt dies für die Christen und die Muslime, die wo immer möglich gemeinsame Wege suchen sollten. Sie können versichert sein, dass die katholische Kirche alle Anstrengungen unterstützen wird, die diesem Ziel dienen.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.